

merz

medien + erziehung

zeitschrift für medienpädagogik

Alte Menschen, neue Medien

Wie amnestisch ist die Netze?

Zur Arbeit mit älteren Medien

Die Medienwahl im Seniorenlager

Medienkonzepte für den Barock von 1690

topaedi

sthetik

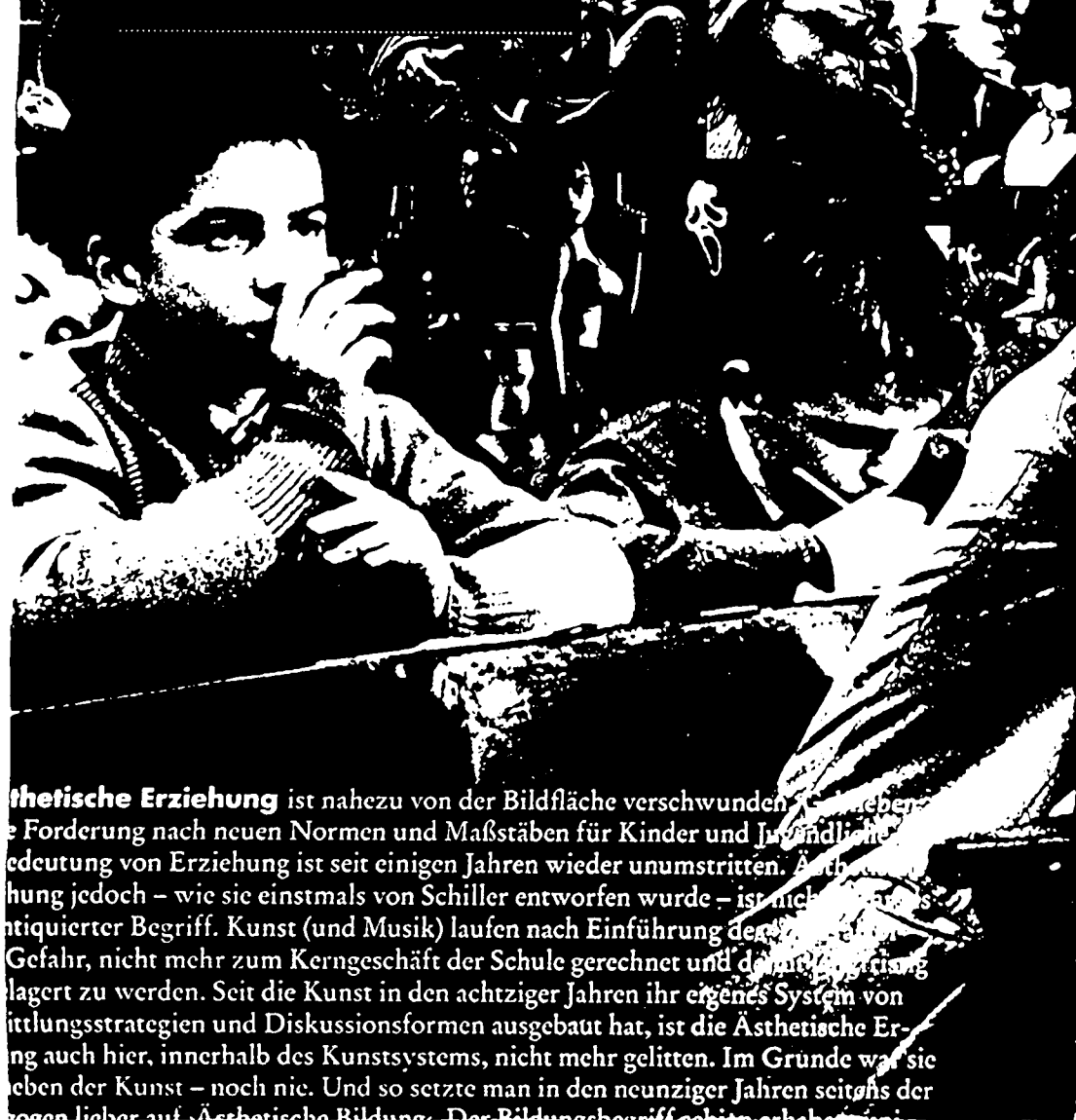
& Kommunikation

Heft 125 ■ 35. Jahrgang ■ Herbst 2004 ■ 11 €

Asthetische Erziehung
im Medienzeitalter

www.parkolleg.com/aesthetik

fax (030) 27 87 97 7

Wassergasse
10179 Berlin

asthetische Erziehung ist nahezu von der Bildfläche verschwunden. Neben der Forderung nach neuen Normen und Maßstäben für Kinder und Jugendliche ist die Bedeutung von Erziehung seit einigen Jahren wieder unumstritten. Auch der Begriff Erziehung jedoch – wie sie einstmals von Schiller entworfen wurde – ist nicht mehr als antiquierter Begriff. Kunst (und Musik) laufen nach Einführung der digitalen Medien Gefahr, nicht mehr zum Kerngeschäft der Schule gerechnet und dementsprechend verlagert zu werden. Seit die Kunst in den achtziger Jahren ihr eigenes System von Handlungsstrategien und Diskussionsformen ausgebaut hat, ist die Asthetische Erziehung auch hier, innerhalb des Kunstsystems, nicht mehr gelitten. Im Grunde war sie schon im Leben der Kunst – noch nie. Und so setzte man in den neunziger Jahren seitens der Pädagogik lieber auf „Asthetische Bildung“. Der Bildungsbegriff schließt dabei auch die

merz medien + erziehung

2 aktuell

8 thema
Alte Menschen,
neue Medien

- 9 SeniorInnen und Online-Medien
Carmen Stadelhofer / Markus Marquard
- 18 Web-Usability für Silversurfer
Ursula Schulz
- 23 „Wer zu früh kommt...“
Herbert Grunau
- 29 Lernvoraussetzungen älterer
Menschen
Robert Handrow
- 34 Alte und junge Computerfans
Karin Ehler
- 39 Online-Kompetenz für die
Generation 50plus
Ute Kempf
- 43 Was nutzt das Internet älteren
Menschen?
Wolfgang Schweiger

47 spektrum

- 47 Juvenilität als Identität
Ronald Hitzler / Michaela Pfadenhauer
- 54 Der Medienkonsum spanischer
Senioren
Donaciano Bartolomé Crespo
- 57 Alle Macht den Bild-Medien?
Roman Auchter
- 62 Lernsoftware im User-Test
Hans-Dieter Kübler / Ulwe Debacher

72 medienreport

- 72 NETZWELT Kinder im sicheren :
Hartmut Warkus
- 75 FERNSEHEN Gefahrlos Grenzen
austesten
Tilman P. Gangloff
- 77 Kinderfernsehen weltweit
Karin Ehler
- 78 FILM Unterwegssein und am Le
Markus Achatz
- 81 GAMES The Sky is the Limit
Thomas Jacob
- 83 BILDUNGSSOFTWARE Was ist
Dennis Wortmann
- 83 Lernspaß im Dschungelhaus
Dennis Wortmann
- 84 HÖRMEDIEN Erziehung mit Hu
und Gelassenheit
Olivia Wartha

85 publikationen

89 kurz notiert

93 service

94 impressum

96 kolumne

Technikvertrauen

Bei Senioren, die bereits früher mit Computern zu tun hatten, ist die Situation sicherlich einfacher und die Hemmschwelle, ins Internet zu gehen, niedriger. Ihre nötigen Anfangsinvestitionen sind deutlich geringer. Doch haben solche Personen mit früheren und unzuverlässigeren Hard- und Software-Generationen vermutlich oft genug die Erfahrung gemacht, dass man Computern nie völlig vertrauen kann – zu oft stürzte der Bürorechner ab, zu viele Daten gingen irgendwo verloren. Und nun sollen sie sich ein papierloses Flugticket kaufen oder gar größere Geldbeträge mittels Computer überweisen! Aus dieser Perspektive ist gut nachzuvollziehen, dass vielen älteren Menschen schlichtweg das Technikvertrauen für derartige Transaktionen fehlt.

Kommunikationskultur

Zurück zur sozialen Integration. Was oben als Vorteil des Internet beschrieben wurde, wird nicht nur von älteren Menschen oft als Nachteil empfunden: Der Gang zur Bank und das Gespräch mit dem Kundenbetreuer sind oft eine der wenigen Kommunikationsgelegenheiten. Eine Witwe, die den ganzen Tag allein zuhause sitzt, interessiert sich nicht für virtuelle Kontakte. Sie möchte echte Menschen um sich haben und mit ihnen sprechen. Dieses Bedürfnis kann ihr das Internet nicht erfüllen. Zwar gibt es seit Jahren eine Debatte darüber, ob das Internet ein sozialer Ersatz für Schüchterne oder Einsame sein kann oder gar in die Einsamkeit führt. Bei älteren Menschen ist die Situation jedoch meist anders gelagert: Sie haben es nicht gelernt, mit ihnen nahe stehenden Menschen überwiegend schriftlich zu kommunizieren. Am Telefon hörten sie immerhin die Stimme des oder der anderen. Chat-Rooms, Diskussionsforen oder Emails sind für Menschen, die in einer ‚körperlichen Kommunikationskultur‘ aufgewachsen sind, kein Ersatz.

Fazit

Zurück zur Ausgangsfrage: Wie wichtig sollte es unserer Gesellschaft sein, möglichst viele Internetnutzer in der älteren Bevölkerung zu haben? Das Internet erfüllt zweifellos wichtige Funktionen – auch für Ältere. Die Frage ist nur, wie dringend Senioren diese Angebote brauchen. Fast alle Bedürfnisse können derzeit (noch?) auch außerhalb des Internet befriedigt werden. In diesem Zusammenhang wird oft übersehen: Gerade Wirtschaftsunternehmen ist an einer baldigen Internet-Vollversorgung in Deutschland gelegen. Denn dann können viele Einkäufe, Überweisungen usw. – kurzum Transaktionen –, die heute noch von Mensch zu Mensch vorgenommen werden und entsprechend teuer sind, ausschließlich als Online-Variante angeboten werden. Solange es noch einen nennenswerten Anteil so genannter Offliner gibt – diese sind nicht nur unter den Senioren zu suchen, sondern besonders auch unter weniger gebildeten Jüngeren –, müssen herkömmliche Transaktionswege erhalten werden. Bankfilialen und Ticket-schalter wird es noch länger geben, auch wenn so mancher Offline-Service immer teurer wird. Einerseits müssen gerade Senioren ohne PC-Kompetenz einen riesigen (finanziellen, zeitlichen und motivationalen) Aufwand treiben, um ‚fit fürs Internet‘ zu werden. Andererseits bietet Ihnen das Internet nichts wirklich Unverzichtbares, was es nicht auch an anderer Stelle gäbe. Fazit: Es ist zweifellos zu begrüßen, wenn es viele Silverurfer gibt. Ein Leben ohne Internet ist jedoch weiterhin möglich und für viele Senioren sicherlich die stressfreiere und angenehmere Variante.

Dr. Wolfgang Schweiger ist wissenschaftlicher Assistent am Institut für Kommunikationswissenschaft der Universität München.

Jugendlichkeit ist keine Frage des Alters, sondern der Einstellung: Sie ist die (kulturelle) Alternative zum Erwachsensein. Was jungen Menschen und Jugendlichen wirklich wichtig ist, geschieht mehr und mehr in Sonderwelten, welche sie mit anderen Jugendlichen teilen. Lebens-träume beziehen sich hier vielfach auf das Fernsehen: Einmal ein Star zu sein, gilt als Hauptgewinn in der ‚Lotterie des Lebens‘. Wie man ein Star wird, lässt sich anscheinend lernen - im Fernsehen.

**Juvenilität als Identität
Zur Relevanz
medialer Orientierungsangebote**

Ronald Hitzler / Michaela Pfadenhauer

Methodische Vorbemerkung

Die Perspektive zu rekonstruieren, aus der die Menschen, die jeweils Gegen-Stand der Untersuchung sind, die für sie relevanten Ausschnitte aus der sozialen Welt wahrnehmen, steht im Zentrum unserer Erkenntnisinteressen. Das impliziert den Versuch, die Welt gleichsam durch die Augen eines idealen Typs (irgend-)einer Normalität hindurchsehend zu rekonstruieren. Die ideale Basis für die damit verbundene Form der so genannten lebens-weltanalytischen Ethnographie ist der Erwerb der praktischen Mitgliedschaft an dem Geschehen, das erforscht werden soll, und damit der Erwerb einer existenziellen Innensicht. Forschungsethisch gesehen bedeutet das, dass wir uns einlassen müssen (und wollen) auf unerwartete Erfahrungen, dass wir bereit sein müssen, uns verwirren zu lassen, Schocks zu erleben, eigene Moralvorstellungen (vorübergehend) auszuklammern, Vor-Urteile zu erkennen und aufzugeben, kurz: dass wir maximal bereit sein müssen, den anderen Sinn so zu verstehen, wie er gemeint ist. Perspektivenübernahme ist folglich die ideale Haltung im Feld. Diese Perspektivenübernahme gelingt (nähe-

rungsweise) vor allem deshalb, weil wir in juvenilen Lebenswelten eben nicht vorgeben müssen, Heranwachsende oder – noch schlimmer, wie Heranwachsende – zu sein, sondern weil wir ‚lediglich‘ unser Erwachsensein sozusagen ‚an der Garderobe‘ abgeben. Wir betätigen uns als ‚verstehende‘ Jugendszenen-Forscher also wie eine Art absichtsvoll ‚verkaffernde‘ Ethnologen im Rahmen der uns scheinbar vertrauten ‚eigenen‘ Gesellschaft.

Jugendlichkeit als Einstellung

Dass Jugend keineswegs etwas Natürliches bzw. Naturgegebenes ist, sondern ein ausgesprochen variables sozio-kulturelles Konstrukt, das dürfte allgemein bekannt sein. Jugend als eigenständige Altersphase zwischen Kindheit (als Zeit weitest gehender Bevormundung zum Schutz vor Selbstgefährdung) und Erwachsensein (als Zustand umfassender Selbstverantwortlichkeit und moralisch geforderter Fremdsorge) ist im Prinzip eine Erfindung der Aufklärung (insbesondere von Jean-Jacques Rousseau), die sich als kultu-

relle Idee in modernen Gesellschaften bereits im 18. und 19. Jahrhundert durchgesetzt hat. Zu einem allgemeinen biografischen Muster für ‚den‘ Heranwachsenden schlechthin (für den die Bevormundungen der Kindheit allmählich entfallen, der die eigene Existenz aber noch nicht letztverantwortlich selber gestalten und sichern muss) wurde sie allerdings tatsächlich erst im 20. Jahrhundert – und in ihrer uns zwischenzeitlich geläufigen Ausprägung eigentlich erst im Kontext wirtschaftlicher Prosperität der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg.

Seither scheint sich das, was man ‚die Jugendphase‘ nennt, immer mehr in die Länge zu ziehen und zu entstrukturieren. Famöserweise aber schwindet das, was da pädagogisch, ökonomisch, politisch, kurz: was kulturtypologisch seit den 50er Jahren sich ‚aushärtet‘, seit jener Zeit demografisch gesehen mehr und mehr schon wieder dahin: In den 50er Jahren war in Deutschland jeder dritte Mensch unter 20 Jahre alt. Heute ist es nur noch jeder fünfte. Und auf absehbare Zeit werden wir (nicht nur) hierzulande im Verhältnis zur Zahl der Älteren noch deutlich weniger Heranwachsende haben (ca. 15% in ca. 40 Jahren) – wie wir ja alle aus den tagtäglichen Hochrechnungen zur Unfinanzierbarkeit des dräuenden ‚Altenheims Deutschland‘ gelernt haben und lernen.

Selbst wenn man, wie es in der einschlägigen Forschung immer häufiger geschieht, die Lebensphase ‚Jugend‘ ausweitet bis zum Alter von 30, ja 35 Jahren, scheinen die jungen Menschen statistisch gesehen zu einer sozialen Marginalie zusammenzuschmelzen. Unbeschadet dessen – oder vielleicht auch gerade deshalb – steht ‚die Jugend‘ anhaltend im Fokus öffentlicher Aufmerksamkeit. Das hat damit zu tun, dass das Phänomen ‚Jugendlichkeit‘, mit seinen Konnotationen von Vitalität und Erlebnisorientierung – auch demografisch – keineswegs dahinschwindet, sondern im Gegenteil in postmodernen Gesellschaften rapide sich ausbreitet.

Dieser scheinbare Widerspruch erklärt sich daraus, dass ‚Jugendlichkeit‘ eben keine Frage des Alters (mehr) ist, sondern eine Frage der Einstellung zur Welt. Diese Einstellung zur Welt, diese ‚mentale Disposition‘, ist dadurch gekennzeichnet, dass man weder (mehr) kindisch ist, noch erwachsen, sondern dass man in einem komplizierten Zusammenhang von ‚eigenen‘, nicht etwa von individuellen, sondern von einfach nicht-erwachsenen-typischen Wichtigkeiten lebt. Diese Einstellung ist in postmodernen Gesellschaften keineswegs immer seltener zu finden (wie es dem schrumpfenden Anteil junger Menschen an der Gesamtbevölkerung entsprechen würde). Diese Einstellung, die symptomatischerweise das argwöhnische Interesse von Erwachsenen weckt, weil sie mit ‚sonderbaren‘ Wichtigkeiten und Wertsetzungen einhergeht, breitet sich vielmehr immer weiter aus und streut über immer mehr Altersgruppen hinweg – und erfasst immer mehr Lebensbereiche von immer mehr Menschen: Juvenilität als prinzipielle Lebensform wird zur kulturellen Alternative gegenüber der Lebensform des Erwachsenseins.

Diese kulturelle Option ist selbstverständlich nicht aus dem Nichts entstanden, sondern hat sich vor allem seit der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg in westlichen Industriestaaten allmählich entwickelt und ausgebreitet.

Was wichtig ist

Vom Standpunkt des Erwachsenseins aus erscheint es als symptomatisch für Menschen mit der Geisteshaltung dezidiert Selbst-Entpflichtung, die wir hier als ‚Jugendlichkeit‘ etikettieren, dass sie all das, was getan wird, weil es, dem Selbst- und Weltverständnis von Erwachsenen zufolge, ‚aus guten Gründen‘ getan werden muss, ebenso praktisch wie beiläufig in Frage stellen dadurch, dass sie es nicht nur nicht tun, sondern dass sie sich schlicht nicht damit befassen wollen. (An einem lapidaren Beispiel ver-

deutlich: Fragen wie die, inwiefern eine ‚wilde‘ Party in einer einsturzgefährdeten Bauruine ein Problem ist, diskutieren ‚typische‘ Erwachsene in einem Vernunfttraum zwischen ordnungsamtlichem Genehmigungsverfahren hie und kategorischem Imperativ da. ‚Jugendliche‘ – jeglichen Alters – hingegen wollen einfach tanzen.) Kurz: Dem Protagonisten von Jugendlichkeit ist symptomatischerweise die Erwachsenengesellschaft so lange relativ gleichgültig, wie diese ihn hinlänglich akzeptabel ‚versorgt‘ und zugleich ‚in Ruhe‘ lässt.

Diese Mentalität als ‚postmaterialistisch‘ zu bezeichnen, erscheint uns folglich als unangemessen: Die enttabuisierte Nutzung und im Zweifelsfalle auch die enttabuisierte Beschaffung von als erforderlich betrachteten materiellen Ressourcen ist vielmehr die nachgerade fraglos vorausgesetzte Basis all dessen, was wir mit ‚Jugendlichkeit‘ konnotieren.

Orientierungsprobleme

Wir konstatieren also, dass es zwischen Menschen im Alter von ungefähr 15 bis 25 Jahren hie und Menschen mit der Geisteshaltung ‚Jugendlichkeit‘ da zwar naheliegenderweise (noch immer) sehr hohe Überschneidungen gibt, dass ebenso augenscheinlich die beiden Phänomene aber keineswegs (mehr) identisch sind. D.h., durchaus nicht alle jungen Leute fröhen der Geisteshaltung ‚Jugendlichkeit‘, und durchaus nicht alle Menschen mit der Geisteshaltung ‚Jugendlichkeit‘ sind Heranwachsende. Gerade die in seriösen Repräsentativerhebungen gewonnenen Erkenntnisse darüber, was jungen Menschen wichtig ist, deuten vielmehr darauf hin, dass viele der heute 15- bis 25-Jährigen ‚Jugendlichkeit‘ im Sinne einer selbstbewusst unerwachsenen Einstellung zum Leben frühzeitig verabschieden.

Denn junge Leute heute sind der Zukunft vielleicht nicht unbedingt zugewandt. Sie sind etwelchen Zukünften aber auch nicht einfach ausgesetzt. Wie alle Generationen vor ihnen erhandeln auch sie sich diese Zukünfte unter den Umständen, die ihnen hinterlassen werden. Aber vermutlich noch nie in der Geschichte der Moderne waren die kulturellen Werkzeuge – oder, wenn man so will: war das geistige Rüstzeug – der älteren Leute und der Erwachsenen so stumpf, so veraltet, ja möglicherweise: so gefährlich für das, was ‚morgen‘ zu tun sein wird. Die meisten Bildungsziele – die heutzutage in der Regel darin bestehen, die Entwicklung intellektueller und sozialer Fähigkeiten zu befördern, um irgendwelche schulischen und beruflichen Qualifikationen zu erlangen dafür, mittels Erwerbsarbeit als Erwachsener möglichst selbstständig existieren zu können – solche Bildungsziele sind für Heranwachsende vor dem Hintergrund ihrer eigenen Realitätserfahrungen und Zukunftsaussichten heutzutage dermaßen obsolet, dass sie sie bestenfalls als irrelevant ansehen, schlechterenfalls als das, was man im Jargon ‚Verarsche‘ nennt.

Grosso modo sind junge Menschen folglich darauf verwiesen, sich alle möglichen, ihnen zukunftsstauglich erscheinenden Kompetenzen eben selber anzueignen – auf durchaus unvorhergesehenen Wegen und nicht selten auf zumindest von Erwachsenen als problematisch empfundene Weisen. Dazu gehören, um nur einige besonders ‚kritische‘ – aber keineswegs irrationale – Kompetenzformen zu benennen, z.B. Eigenzeitvermehrung durch ‚Zeitdiebstähle‘ (insbesondere mittels Schulschwänzen), gewaltformige Interessensdurchsetzungen, Erfahrungen bzw. Kleinhandel mit illegalen Drogen sowie diverse Formen der illegalen Nutzung des Internets. Weniger ‚kriminalisierend‘ gesprochen: Junge Menschen können bei dem und mit dem, womit sie sich konfrontiert sehen, immer weniger damit rechnen, für sie brauchbare Problemlösungen von älteren bzw. erwachsenen Leuten

zu bekommen. Sie sehen sich stattdessen darauf verwiesen, eigene Konzepte für Ressourcenbeschaffung, für die Nutzung von Konsumangeboten und kulturellen Optionen sowie für ihre Selbstverwirklichungs- und Lebenschancen im Allgemeinen zu entwickeln. Diese Konzepte entwickelt ein Teil von ihnen mit ‚Gleichgesinnten‘ zusammen in juvenilen Sonderwelten. Die anderen bedienen sich zwischenzeitlich vorzugsweise aller möglicher Versatzstücke von Selbst- und Weltsichten, wie sie insbesondere über die diversen von ihnen genutzten Medien transportiert werden.

Leben in Sonderwelten

In überkommenen Bildungsprogrammen jedenfalls finden junge Menschen typischerweise weder mehr für ihre Situation taugliche Vorgaben zur sinnhaften Abstimmung und Bewältigung ihrer gegenwärtigen lebenspraktischen Probleme, noch gar finden sie dort zuverlässige Anleitungen zur Passage künftiger Lebensphasen und Lebenslagen. Solche Vorgaben und Anleitungen finden sie viel eher in einer kaum noch überschaubaren Vielzahl von größeren, kleineren und kleinsten Gesellungsgebilden, in denen ganz heterogene Themen wichtig und ganz unterschiedliche Verhaltensweisen angemessen sind. Bildung – im weiten Sinne der Entwicklung und Aneignung lebenspraktisch relevanter Kompetenzen – erwerben junge Menschen und Jugendliche heutzutage vor allem in solchen ‚besonderen‘ Sozialräumen.



HipHop als Jugendszene (Quelle: www.hiphop-projekt.de)

Bestimmte Varianten derartiger Sozialräume, wie sie sich insbesondere seit den Achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts entwickeln, werden auch als ‚Jugendszenen‘ bezeichnet. In solchen Jugendszenen suchen die jungen und die juvenilen Menschen das, was sie in der Nachbarschaft, im Betrieb, in der Gemeinde, in Kirchen, Verbänden oder Vereinen immer seltener und was sie auch in ihren Familien und Verwandtschaften kaum mehr finden: akzeptable Verbündete für ihre Interessen, Kumpäne für ihre Neigungen, Partner ihrer Projekte, Komplementäre ihrer Leidenschaften, kurz gesagt: Freunde, Gleichgesinnte, Gesinnungsfreunde. Diese finden sie hier, weil sie sich ihre Szene entsprechend ihren Wichtigkeiten auswählen.

Denn jede Szene hat ihr zentrales ‚Thema‘, auf das hin die Aktivitäten der jeweiligen Szenegänger ausgerichtet sind. Dieses ‚Thema‘ kann z.B. ein bestimmter Musikstil sein, eine Sportart, eine politische Idee, eine bestimmte Weltanschauung, spezielle Konsumgegenstände (Autos, Filme etc.) oder auch eine bestimmte technische Kompetenz (z.B. im Umgang mit dem Computer).

In solchen thematisch fokussierten Sonderwelten leben und erleben heutige Jugendliche also die für sie wesentlichen Teile ihres Lebens. Das bedeutet umgekehrt eben, dass für sie andere – von ‚der‘ (Erwachsenen-)Gesellschaft als wichtig erachteten – Relevanzen von nachgeordneter Bedeutung sind, dass sie also eine Einstellung an den Tag legen, welche irritierte Erwachsene vor Fragen stellt wie die, wer sich unter den Bedingungen grassierender Juvenilität denn dann noch um die Kanalisation kümmere.

Unbeschadet dessen sind Heranwachsende sehr wohl dazu fähig, eigene, auf als relativ ‚offen‘ verstandene Zukünfte hin orientierte Lebensentwürfe zusammenzubasteln: Lebensentwürfe, die symptomatisch um Werte wie die soziale Anerkennung der eigenen Individualität und Autonomie zentriert zu sein scheinen.

Lebensträume

Schon, erfolgreich und berühmt zu sein, kurz ein Star zu sein, erscheint nun als optimale Chance, diese Individualität und Autonomie sozusagen auf die Spitze zu treiben. Zugleich aber ent-individuiert der Prozess des Einpassens in eine Schablone des Gefallens den potenziellen Star. Besonders spürbar wird die Diskrepanz von Besonderung einerseits und Normierung andererseits dann, wenn Selbstentfaltungsinteressen und Selbstverwirklichungsbedürfnisse mit Selbstverpflichtungskatalogen und Selbstdisziplinierungsprogrammen kollidieren.

Die in den aktuellen Casting-Shows diverser Fernsehsender sozusagen seriell gefertigten neuen Instant-Stars zeichnet unseres Erachtens aus, dass sie gerade nicht aufgrund ihrer Besonderheit, ihrer individuellen herausgehobenen Fähigkeiten zu Stars (gemacht) werden, sondern deshalb, weil sie im Wesentlichen so sind wie die meisten jungen Leute. Vereinfacht gesagt: Das Publikum als Jury belohnt nicht die einzigartige,

also die von der Allgemeinheit abweichende Begabung, sondern die Mehrheit einigt sich symptomatischerweise auf den Allgemeinplatz, auf das, was allen gemeinsam ist. Es gewinnen die Kandidaten, die sich musikalisch, optisch, moralisch und stilistisch ‚middle of the road‘ bewegen. Wer gewinnt, entspricht dergestalt dem Maß der Mehrheit, dem arithmetischen Mittel der Bewerter ohne Begabung.

Das heißt: Wir meinen, dass entgegen dem, was im Kontext der Casting Shows ständig propagiert wird, die Kandidaten ihren ‚Lohn‘, d.h. zunächst einmal Akzeptanz und Anerkennung, also gerade nicht für irgendwelche Akte der Individualisierung erhalten, sondern für Anpassungsleistungen und Vergemeinschaftungsbekanntnisse. Weil, ganz vereinfacht ausgedrückt, nicht nur junge, aber insbesondere junge Menschen heute nicht mehr in den Himmel, sondern ins Fernsehen wollen, werden die Hemmschwellen laufend immer tiefer gelogt.

Diese ‚Inszenierungslogik‘ steht ja bekanntlich auch schon für den soziologischen Klassiker Georg Simmel am Anfang der Individualität der Kampf um Anerkennung nämlich, der Anerkennung durch andere – sozusagen als Wille weniger zur Macht, als vielmehr zum Beachtet- und Berühmtwerden.

Lernen, wie man ein Star wird

Weil Formate wie *Deutschland sucht den Superstar*, *Star Search*, *Fame Academy* usw. – nach dem Prinzip: massenhaft raus aus der Masse, individuell rein ins Rampenlicht – jungen Leuten in hohem Maße nicht nur öffentliche Aufmerksamkeit, sondern öffentliche Begeisterung, ja Huldigung in Aussicht stellen, befindet sich das elektronische Bildmedium Fernsehen derzeit auf einem kaum vorstellbaren Siegeszug als sozusagen unsichtbare ‚Bildungsinstitution‘.

Die – allem Anschein nach längerfristige – Attraktivität dieser neuen Formate resultiert unseres Erachtens ganz wesentlich daraus, dass sie die Genese von Erfolg, d.h. die Entwicklung und Aneignung von Performance-Kompetenzen im Sinne von Leistungen nachvollziehbar machen und damit ein Versprechen („Erfolg ist machbar“) mit hohem Realitätsgehalt transportieren. Die Genese von Erfolg, die im Rahmen von Wettbewerben und mit der Bereitstellung von Hintergrundinformationen medial vermittelt und damit erfahrbar wird, wird zum alternativen Bildungsprogramm für junge Leute:

Hier wird anscheinend keiner allein gelassen: Man lernt nicht allein. Man trainiert nicht allein. Man hofft nicht allein. Man leidet nicht allein. Aber man lernt. Man trainiert. Man hofft. Man leidet. Und deshalb hat man die Chance, jemand zu werden – gerade dann, wenn man nicht sicher ist, jemand zu sein. Der gecastete Star markiert als Idee folglich das – zumindest vorläufige – Ende des Geniekults. Er ist das Gegenteil jenes Helden, der aus dem biographischen Nichts ins Rampenlicht tritt.

Der gecastete Star muss nicht nur ‚einfach‘ etwas können, sondern er muss sich jenes Können erarbeiten, muss sich disziplinieren, an Regeln halten, Opfer bringen, sich als zuverlässig und fleißig erweisen und vor allem: durchhalten, gehorchen, parieren – am besten vor den Augen der Fernsehzuschauer, die an ihm, an seinem Beispiel lernen, nicht nur dass, sondern auch wie sie ihre Gewinnchancen in dieser Lotterie des Lebens steigern können: Eben dadurch, dass sie sich von solchen neuen ‚Autoritäten‘ wie Dieter Bohlen oder Detlef „Dee“ Soth anschauen und zusammenstauchen lassen – widerspruchlos (so, als ob sie sich in der Grundausbildung für eine militärische Elitetruppe befänden).

Gleichwohl gibt es für die Kandidaten der Casting Shows viel zu gewinnen und wenig zu verlieren. Denn selbst eine für den schlussend-

lichen Sieg unzureichende Selbstinszenierung zieht doch ein hohes Maß an öffentlicher Aufmerksamkeit – und auch an finanziellen Vorteilen – nach sich. Insofern fungieren die Casting Shows für die vielen jungen Menschen, die diese Sendungen ‚draußen an den Bildschirmen‘ verfolgen, tatsächlich als eine ‚Lotterie des Lebens‘, als dieses Format eben verspricht, ihnen – allen – die Chance zu eröffnen, einen in praktisch jeder Hinsicht ‚profitablen‘ Bekanntheitsgrad zu erlangen und infolge dieses Bekanntheitsgrades dann vielleicht wenigstens für einen gewissen Zeitraum auch tatsächlich zu so etwas zu werden wie ein ‚Star‘.

Jugend der Zukunft – Zukunft der Jugend?

Die ständig steigende Geschwindigkeit und Komplexität der uns kulturell verfügbaren Kommunikationstechnologien, vereinfachend auch gerne als ‚Mediatisierung des Alltags‘ bezeichnet, prägt dergestalt augenscheinlich die Welt-sicht ebenso wie das kohortentypische Kompetenzprofil der jungen Leute heute. In der selbstverständlichen und – jedenfalls aus Sicht der Älteren: spielerisch-leichten – Aneignung, Nutzung und Umnutzung neuer und immer avancierterer Medien liegt ihre offenkundigste Chance, sich ihrer Überlegenheit beim Zugriff auf die heutige Welt und mehr noch beim Vorgriff auf die Welt von morgen zu vergewissern und diese Überlegenheit auch – nicht selten betont beiläufig – zu demonstrieren.

Diese Welt ist eine Bilderwelt, eine metaphorische Oberfläche mit nichtlinearen Tiefenstrukturen, eine Wirklichkeit symbolischer Inszenierungen, ein Spiel mit Kopien und Simulationen. Der kulturell angemessene Zugriff ist nicht mehr rezeptiv, sondern interaktiv, genauer gesagt: pseudo-interaktiv (weil mit zwar hochkomplexen, gleichwohl aber vorgefertigten Programmen und Datenpaketen geschehend).

Die so genannte Kulturindustrie fungiert hier nicht mehr als das Gegenüber, das, je nach Sichtweise, unterhält oder manipuliert oder manipulativ unterhält, oder unterhaltsam manipuliert. Sie wird zum Geschäftspartner einer omnipräsenten, d.h. einer sich in alle Lebensregungen hinein erstreckenden und nahezu alle Menschen erfassenden Jugendkultur; zu einem Geschäftspartner, über dessen Eigeninteressen sich (so gut wie) niemand mehr Illusionen macht, den aber auch kaum noch jemand demonisiert. Die Abwicklung der ‚Geschäfte‘ geschieht dabei keineswegs verlässlich oder gar im gegenseitigen Vertrauen. Vielmehr ist beiden bzw. allen Seiten ständig darum zu tun, sich mittels innovativer Konzepte wenigstens kurzfristige Ausbeutungsvorteile gegenüber dem anderen zu verschaffen. Aber dieses Spiel um punktuelle Vorteile durch unentwegte Erhöhung der Komplexität der Spielregeln sowie durch situative Umnutzung derselben wird selber zum integralen Bestandteil des kulturellen Vergnügens.

Dem ganz entsprechend ist mehr als die Hälfte (genauer: 53%) der jungen Menschen heute zukunftsfröh gestimmt, und weitere 44% sind immer noch eher optimistisch, während nur 3% sich um das Morgen ernsthaft sorgen.¹ Allerdings betreffen diese positiven Erwartungen eher die je eigene Existenz. Dem weiteren Fortgang ‚des Ganzen‘ sehen die meisten von Ihnen eher pessimistisch entgegen (wirtschaftlicher Niedergang, ökologische Katastrophen, gewaltförmige Auseinandersetzungen). Was wir also erkennen können, ist ein deutliches Vertrauen in die eigenen Stärken und ein fast ebenso deutliches Misstrauen gegenüber den gesellschaftlichen Kräften: 70% glauben, dass die ökonomischen Krisen nicht nur andauern, sondern noch zunehmen werden, gar 93% befürchten, dass die Zeiten, in denen mehr oder weniger jeder einen akzeptablen Arbeitsplatz finden kann, in den westlichen Industriestaaten endgültig vorbei sind.

Zwischen dem Kampf um (dauerhaft gesicherte) entlohnte Arbeit und dem Kampf um Aufmerksamkeit und soziale Anerkennung entscheiden sich deshalb immer mehr Menschen für den letzteren. ‚Seinen eigenen Weg gehen‘ impliziert für junge Menschen aber nicht, jedenfalls nicht zwangsläufig, ihn gegen oder ‚auf Kosten‘ anderer zu gehen. Die ‚Stars‘ der Zukunft wollen vielmehr typischerweise sich selber im Kreise anderer verwirklichen. Ganz man selber zu sein, steht für sie nicht im Gegensatz zu kollektivem Spaß-Haben und zur Gemeinschaftsbildung – jedenfalls dann, wenn dies ‚mit den richtigen Leuten‘ (und) ‚mit den richtigen Ideen‘ geschieht.

Die sich ins Scheinwerferlicht medialer Öffentlichkeiten Drängenden hier und die sich in soziale Sonderwelten Einspinnenden da bezeichnen somit lediglich zwei sich nicht nur ergänzende, sondern immer wieder ineinanderfließende Ausformungen symptomatischer Überlebenskunst in einer Welt, die vom Heute ins Morgen dreht.

Anmerkungen

¹ Diese Angaben sind den Ergebnissen einer Stadt-Land-vergleichenden qualifizierenden Erhebung von Waldemar Vogelgesang u.a. entnommen, vgl. Vogelgesang, Waldemar (2003), *Jugendliche Lebenswelten*. Trier: Habilitationsschrift, S.487f.

Dr. Ronald Hitzler ist Professor für Soziologie an der Universität Dortmund, seine Schwerpunkte sind Dramatologische Anthropologie, Lebensweltanalyse, hermeneutische Wissenssoziologie, Modernisierung als Handlungsproblem.

Dr. Michaela Pfadenhauer ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Soziologie der Universität Dortmund. Ihre wichtigsten Arbeitsgebiete sind Soziologie professionellen Handelns, multioptionales Konsumverhalten, wissenssoziologische Ethnographie.